
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 38. 1896.

Der Vater kommt.

Erzählung aus Nord-Michigan.

Von **Thord Marcussen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Mutter Jenny's Gasthaus war ein leichtes, aber geräumiges Holzgebäude mit ziemlich dürftiger, aber neuer und sauberer Einrichtung. Die Wirthin, ein starkes robustes Mannweib mit einem deutlich hervortretenden Bart und einem rauhen, heiseren Sprechorgan, hatte die Ankommenden wahrgenommen und trat ihnen an der Hausthür entgegen.

Ihre Stirn runzelte sich etwas, als sie Garibaldi gewahrte, glättete sich aber sofort wieder, als eine kurze Musterung seines Begleiters sie in diesem einen unzweifelhaft zahlungsfähigen Gast erblicken ließ. So freundlich, als ihre Art es erlaubte, begrüßte sie den Farmer, während Garibaldi es sich gefallen lassen mußte, obenhin und als bloßes Anhängsel behandelt zu werden, was er übrigens mit vollständiger Gemüthsruhe hinnahm.

Der Farmer ging voran und trat zuerst in das Schänkzimmer. Die Wirthin hielt Garibaldi, welcher ihm folgen wollte, zurück.

„Euer Freund von neulich ist da, hier in dem kleinen Zimmer."

„Was? Wer?" fragte Garibaldi ohne Verständniß für das Gesagte.

„Nun, der Alte von neulich, der Holsteiner, wie Ihr ihn nanntet."

„Was, der ist hier?" rief Garibaldi und vollführte im selben Moment einen so gewaltigen Luftsprung, daß die Wirthin halb erschreckt, halb belustigt zurückwich.

„Ihr seid wohl toll geworden," meinte sie.

Garibaldi war im nächsten Augenblick an ihrer Seite.

„Sagt mir um Alles in der Welt, wie kommt der Alte hierher? Er muß ja vier Wochen aushalten beim Bahnbau."

„Ich glaube," entgegnete die Wirthin, „daß er davon gegangen ist, das ist ja gerade nichts Neues, denn da oben bei schlechter Arbeit und schlechtem Leben hält's kein Mensch lange aus. Ohne Zweifel wird er mit dem morgen eintreffenden Dampfer nach Norden gehen, hat mich genau ausgefragt, wann derselbe kommt und wieder abfährt. Es schien ihn sehr zu verdrießen, als ich ihm sagte, daß der ‚Evening Star' auf dieser Tour nicht weiter nördlich ginge und er wohl noch ein paar Tage hier liegen bleiben müsse."



Nußheher. Nach einem Gemälde von Marie Laux. (S. 299)

„Mir ganz unerklärlich. — Hat er denn Geld?" forschte Garibaldi.

„Nachtessen und Logis habe ich mir im Voraus bezahlen lassen," entgegnete die Wirthin, „ob er mehr hat, weiß ich nicht, geht mich auch nichts an."

Garibaldi schüttelte den Kopf und begab sich eiligst in das Schänkzimmer. Im Begriff, den Farmer, welcher sich in nachdenklicher Stellung an einem Tische niedergelassen hatte, anzureden, blieb er einen Augenblick sinnend stehen und kam dann mit der vorsichtigen Frage heraus: „Werther Herr, unser Uebereinkommen wegen der fünfzig Dollars bleibt doch bestehen, ob ich nun mehr oder weniger Mühe von der Sache habe, und ob Eure Unterredung mit dem Holsteiner heute oder morgen stattfindet?"

„Selbstverständlich kriegt Ihr Euer Geld, sobald mein Zweck erreicht ist. Das Wie und Wann ist mir ganz einerlei," sagte der Farmer aufschauend.

„Nun, wenn das ist, so hab' ich meine Arbeit gethan, und Ihr könnt mir gleich Zahlung leisten."

Mit diesen Worten ließ Garibaldi sich gemüthlich nieder, schlug die Beine übereinander und sah sein Gegenüber triumphirend an.

„Was wollt Ihr damit sagen?" Der Farmer war

in großer Erregung von seinem Stuhl aufgesprungen.

„Das will sagen," fuhr Garibaldi in demselben Tone fort, „Ihr braucht nur diese Thür zu öffnen, ein paar Schritte nach rechts zu machen, so steht Ihr vor einem Zimmer, drinnen sitzt der Mann, den Ihr sucht."

Der Farmer starrte Garibaldi an. Leichenblässe hatte sein Gesicht überzogen.

„Ist es wahr, was Ihr sagt?" stieß er mit halb erstickter Stimme hervor. Das triumphirende Auge des Anderen ließ ihn aber sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß derselbe die Wahrheit sprach.

„Mein Gott, was Ihr Euch aufregt! Es muß sich für Euch wahrhaftig um wichtige Dinge handeln. Hätte ich davon Ahnung gehabt, so hättet Ihr Euren Geleitsmann theurer bezahlen müssen." Garibaldi sprach diese Worte in offenbarem Aerger. „Ihr seid ja ein gar nervöser Herr —"

Der Farmer hörte gar nicht mehr auf ihn, er war an die Thür getreten, wandte sich jetzt um und sagte: „Ihr wartet hier auf mich, wenn auch die Unterredung lange dauert."

„Schon gut," war Garibaldi's Antwort und setzte gleich darauf Mutter Jenny durch eine in herrischem Tone gegebene Bestellung in gerechtes Erstaunen.

Der Farmer hatte inzwischen das kleine Zimmer erreicht, that noch einen tiefen Athemzug und klopfte an.

Ein leises „Herein" erklang.

Vater und Sohn standen einander gegenüber.

5.

„Du wirst doch hoffentlich nicht ernstlich krank werden?" fragte Petersen, von der Arbeit zurückkehrend, seinen Gefährten, bestürzt in das aufgeregte Gesicht desselben schauend. „Um's Himmels willen nicht, kein größeres Unglück könnte uns hier passiren!"

„Nein, hab' nur keine Angst," erwiederte Hansen, „ich fühle mich sogar besser. Aber komm' mit mir in's Freie, ich habe Dir nothwendig etwas mitzutheilen."

Erstaunt folgte Petersen seinem Landsmann, der ihn eine Strecke in den Wald hinein führte und, sich dort auf einen Baumstumpf niederlassend, den kopfschüttelnden Begleiter bedeutete, ein Gleiches zu thun.

„Setze Dich und hör' zu," sagte er, „meine Erzählung ist nicht ganz kurz."

Anfänglich mit ungläubigem, beim Vorrücken der Erzählung aber allmälig immer ernster werdendem Gesicht horchte Petersen auf das, was Hansen ihm in gedämpftem Tone mittheilte. Als Hansen geendet hatte und erwartungsvoll auf den Anderen sah, blickte dieser auf. „Das ist eine böse Geschichte, und ich muß zugeben, daß Dein Argwohn Vieles für sich hat, aber doch —"

„Argwohn, fagst Du?" wurde er von Hansen unterbrochen. „Wie kann da überhaupt noch von bloßem Argwohn die Rede sein? Gewißheit, absolute Gewißheit ist vorhanden, nicht den leisesten Zweifel hab' ich mehr. Der Elende, der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt war, ist begnadigt worden und hat sich dann nach Amerika begeben, da er in sein Heimathsdorf doch nicht zurückkehren konnte. Jedermann dort erinnert sich ja noch seiner schändlichen That."

„Möglich," entgegnete Petersen nachdenklich. „Aber wenn es wirklich so wäre, was können wir thun?"

„Jedenfalls können wir ihn nicht länger hier bei uns dulden," fuhr Hansen eifrig fort. „Wer möchte einen solchen Menschen zum Kameraden haben."

„Ein unheimlicher Gedanke allerdings, einen solchen Burschen um sich zu haben," stimmte Petersen zu. „Zunächst will ich aber doch auch einmal Deine Entdeckungen prüfen. Gelange ich dann zu derselben Ueberzeugung wie Du, so denke ich, daß wir uns an den Mecklenburger wenden, ihm die Sache anvertrauen und ihm überlassen, was zu thun ist. Uebrigens, ich bin fest überzeugt, daß der Holsteiner bald von hier verschwinden wird; es war schon heute Nachmittag deutlich zu merken, daß ihm das Leben und die Arbeit hier absolut nicht gefällt. Wahrscheinlich war's im Zuchthause ein gut Theil besser."

— — — — — — — — — — —

Eine Reihe von Tagen verging, dann hatten eines Abends die beiden Schleswig-Holsteiner mit dem Vormann eine geheime Unterredung.

„Ob ihr auf der richtigen Fährte seid, will ich dahingestellt sein lassen," äußerte Letzterer. „Aber daß es wohl der Fall sein könnte, daran zweifle ich ganz und gar nicht. Ein alter unheimlicher Gesell ist es, dem ich gleich angesehen habe, daß er in einer ganz aparten Mühle zusammengequetscht sein muß. Mag nun euer Verdacht begründet sein oder nicht, recht habt ihr jedenfalls daran gethan, mir die Sache mitzutheilen. Wer weiß, was uns mit solch' einem Burschen hätte passiren können. Will mich gleich einmal nach ihm umsehen."

Er trat in die Hütte. „Wo steckt denn der Holsteiner?" fragte er, diesen nicht gewahrend.

„Irgendwo draußen, wie fast immer," lautete die Antwort. „Von Lars, dem Schweden, hat er sich die Flinte geborgt und schleppt die im Walde herum. Heimgebracht hat er indeß noch nichts."

„Das war auch vorgestern der Fall, als er sich krank gemeldet hatte," mischte sich der Wirth Thompson in das Gespräch. „Medizin wollte er nicht, meinen Thran könne ich selber schlucken, sagte er, nahm das Gewehr, ging in den Wald und ließ sich erst wieder sehen zum Mittagsessen, kurz bevor ihr Anderen von der Arbeit zurückkehrtet."

Der Vormann runzelte die Stirn. „Das ist ja eigenthümlich, der Mann hatte es zu Anfang so eilig, wollte einige Dollars zur Weiterreise verdienen und treibt es jetzt so. Na warte, den will ich gleich vornehmen, sobald er heimkommt."

Es dauerte aber lange, bis der Holsteiner heimkehrte. Der Mecklenburger und die übrige Gesellschaft waren längst eingeschlafen, als er endlich erschien, sich lautlosen Trittes in die Hütte begab, die Flinte an die Wand hängte und sich zur Ruhe legte. —

„Der Zahlmeister ist da!" weckte am nächsten Morgen Thompson mit lautem Ruf die Schläfer. „Schnell auf die Beine, damit ihr euer Geld kriegt."

„Und Ihr von uns das Eurige, das ist doch wohl die Hauptsache, weshalb Ihr solchen Lärm macht," lachte der Vormann und eilte in's Freie.

Der Zahlmeister mit einem Begleiter wartete draußen. Im Augenblick waren Beide von sämmtlichen Insassen der Blockhütte umringt. Das Auszahlungsgeschäft war rasch beendet. Die Mehrzahl empfing nur geringe Beträge, wovon das Meiste gleich darauf in Thompson's Hände wanderte. Nur der Vormann und die Schweden, welche für einen bedeutend höheren Tagelohn arbeiteten, empfingen unter den neidvollen Blicken der Uebrigen verhältnißmäßig stattliche Banknotenbündel.

Der Holsteiner kam zuletzt an die Reihe. „Für diesen Mann bitte ich mir das Geld zu geben," sagte der Mecklenburger mit einem finsteren Blick auf den Dastehenden. „Zehn Dollars werden zurückbehalten als Sicherheit dafür, daß er vier Wochen aushält und im Uebrigen hat er kaum die Kost verdient. Ich halte es für richtiger, daß ich selbst dem Wirth das Kostgeld gebe."

Des Holsteiners Auge blitzte einen Moment auf, er öffnete den Mund und schien eine heftige Erwiederung auf der Zunge zu haben, bezwang sich jedoch und kehrte schweigend in die Hütte zurück.

Nach eingenommenem Frühstück hatte sich die ganze Arbeiterschaar zum Abmarsch auf ihre Arbeitsplätze fertig vor der Hütte aufgestellt. Der Vormann überflog die Mannschaft mit einem raschen Blick.

„Aha, der Holsteiner fehlt schon wieder! Marschirt nur ab, mit dem will ich gleich ein Ende machen."

Er wollte in die Hütte zurücktreten, als Lars, der Schwede, ihn zurückhielt.

„Dort läuft er." Der Schwede deutete dabei auf den Holsteiner, welcher eben, mit über den Rücken geworfener Flinte, im Walde verschwand. „Der Alte sagte, ihm sei wieder schlecht zu Muth, und er wolle sich Bewegung machen."

„An Bewegung mag's ihm freilich gefehlt haben," brummte der Mecklenburger vor sich hin und fügte laut hinzu: „Ich werde heute Mittag dafür sorgen, daß er genügende Gelegenheit zu freier Bewegung erhält."

Wer aber zum Mittagsessen nicht eintraf, war der Holsteiner. Auch die Schweden blieben länger aus als sonst, trafen aber schließlich doch mit reichlich halbstündiger Verspätung ein, um, schweigsam wie immer, ihren Platz einzunehmen.

Vor dem Eintreffen der Schweden lief über den Grund ihres Ausbleibens eine leise geflüsterte Vermuthung unter den Genossen von Mund zu Mund. Das von lächelnden Mienen begleitete Geflüster erstarb jedoch sofort, sowie die riesigen Gestalten vor der Hütte erschienen.

Nicht wenig überrascht waren aber Alle, als am Abend bei ihrer Rückkehr von der Arbeit der Hüttenwirth ihnen mit der Meldung entgegentrat, der Holsteiner sei fort.

„Wie, zum Henker, ist denn das zugegangen?" rief der Vormann erstaunt.

Thompson berichtete, kurz nach Aufbruch der Arbeiter vom Mittagsessen sei der Holsteiner eingetroffen, habe sich auftischen lassen, tüchtig gegessen und getrunken, dann in aller Gelassenheit seinen Ranzen gepackt und gesagt, der Platz hier sei für den Teufel zu schlecht, und er zöge es vor, seine Knochen anderswo zu Markte zu tragen. Die zurückbehaltenen zehn Dollars möge der Vormann zur besseren Ausstaffirung von Thompson's Apotheke verwenden. Damit habe er sich in nördlicher Richtung durch den Wald entfernt.

„Mag er denn laufen," warf der Vormann hin, „verloren hat die Gesellschaft nichts an ihm, die Bahn auch nicht. — Und im Uebrigen können wir Drei jetzt ruhig schlafen," wandte er sich an die Schleswig-Holsteiner.

„Findet Ihr es nicht seltsam, daß er sich ohne einen Cent in der Tasche in diese wilde Gegend hinauswagt?" fragte Hansen.

„Etwas riskant ist es freilich," meinte der Vormann. „Zunächst wird er sich wahrscheinlich an den Bahnkörper halten, jede Hütte wie die unserige wird ihm frei Essen und Nachtlager gewähren, und später — na, das ist seine Sache! Ich glaube aber, es ist rathsam, daß Jeder von uns 'mal seinen Kram nachsieht; der Mann hat, wie ich vermuthe, keine gute Vergangenheit hinter sich und dieser schleunige Abschied ist denn doch etwas auffallend."

Jeder beeilte sich, seine Habseligkeiten zu besichtigen, es fand sich indeß Alles unberührt. Auch die Flinte des Schweden hing an ihrem Platze.

„Zum Ueberfluß will ich nun noch einmal auf unseren Arbeitsplätzen nachsehen, ob da

Alles in Ordnung ist," sagte darauf der Vormann, sich entfernend. Nach einer Weile kehrte er zurück und ließ sich mit den Worten: „Die Mühe hätte ich mir sparen können," an dem Feuer nieder, welches die Genossen mittlerweile angezündet hatten.

Eine kurze Pfeife hervorziehend, suchte er nach seinem Tabaksbeutel. „Halt, was hab' ich da? — Ah so!"

Ein weißes Bündelchen flog über das Feuer hinüber und einem der Schweden vor die Brust. Der Schwede griff darnach und entfaltete das Bündel. Gleichzeitig bogen sich seine Landsleute neugierig zu ihm herüber.

Der Mecklenburger, welcher den Wurf gethan, begleitete denselben mit der lachenden Frage: „Was gebt ihr als Finderlohn aus? Es sind ja die paar Zeitungen aus eurer Heimath, in denen ihr immer so fleißig studirtet; ich dachte wirklich, ihr betrachtetet die Blätter als ein halbes Heiligthum und jetzt finde ich sie in einen Knäuel zusammengedrückt, nicht weit von der Quelle, wo ihr das Wasser holt. — Aber zum Henker! was ist denn los?"

Der Vormann hatte in der That alle Ursache, überrascht zu sein. Eine mächtige Faust hatte ihn, während er, den Kopf senkend, mit Füllung seiner Pfeife beschäftigt war, emporgerissen und auf die Füße gestellt. Zugleich sah er sich umringt von den Schweden, welche mit Blitzesschnelle aufgesprungen und über das Feuer hinweg auf ihn losgefahren waren.

Sprachlos vor namenlosem Erstaunen blickte er in die flammenden, wuthverzerrten Gesichter der riesigen Gestalten, denen die Glieder wie in ungeheuerster Erregung förmlich am Leibe flogen und welche, bald der Eine, bald der Andere, bald Alle mit einem Male, in ihrer Muttersprache voll unbeschreiblicher Heftigkeit auf ihn einschrien.

Die Uebrigen waren erschreckt ebenfalls aufgesprungen und schauten starren Auges auf den ihnen unbegreiflichen Vorgang.

„Ohne Zweifel seid ihr verrückt geworden!" — Der Mecklenburger hatte die im ersten Augenblick verlorene Fassung rasch wieder erlangt, und seine Stimme klang fest und ruhig, als er diese Worte sprach, trotzdem die geballten Fäuste seiner Gegner in gefahrdrohender Nähe seines Antlitzes hin und her zuckten. „Keine blasse Ahnung habe ich davon, was der Grund sein mag, daß ihr so in Hitze gerathet. Was wollt ihr von mir? Was in aller Welt habe ich euch gethan? Sprecht euch frei aus, auf Deutsch oder Englisch, auf eine vernünftige Frage gebe ich vernünftige Antwort — eure Geberdensprache da und euer schwedisches Kauderwelsch aber verstehe ich absolut nicht."

Er kreuzte die Arme und sah den Schweden fest in's Gesicht, das Auge langsam von dem Einen auf den Anderen wendend.

Die feste Haltung des Mecklenburgers wirkte offenbar ein wenig abkühlend auf seine Gegner. Die zum Dreinschlagen erhobenen Fäuste senkten sich, und Lars trat vor.

„Woher habt Ihr diese Blätter?" knirschte er heraus, dem Vormann die schwedischen Zeitungen vor's Gesicht haltend. „Gefunden habt Ihr die nicht, das lügt Ihr. Die sind nicht gefunden, die können gar nicht gefunden worden sein, es ist unmöglich! Wer uns aber die Zeitungen genommen hat, der hat uns noch mehr genommen, versteht Ihr. Vielleicht hat Euch der Zufall geleitet und Ihr wollt Euch einen Scherz mit uns machen, ich rathe Euch aber, treibt den Scherz nicht weiter und gebt das Andere, von dem Ihr wohl wißt, heraus, aus dem Scherze könnte sonst blutiger Ernst werden. Noch einmal, ich rathe es Euch!"

Mit einem Blick voll finsterer Drohung schaute er den Vormann an.

„Ihr sprecht für mich in Räthseln, Lars!" rief der Vormann mit einem erstaunten Blick auf sein Gegenüber. „Was, in des Teufels Namen, soll ich Euch genommen haben? Die Zeitungen da habe ich zusammengeballt hinter einem Busch in der Nähe Eurer Quelle gefunden und mich darnach gebückt, weil ein Zeitungsblatt in dieser Gegend ein seltenes Ding ist. Das ist Alles! Eure dunklen, beleidigenden Redensarten verbitte ich mir allen Ernstes, ich bin nicht der Mann, der Einem etwas wegnimmt, weder im Scherz, noch im Ernst. Ihr solltet das wissen, Lars, gerade Ihr, mit dem ich so lange gute Kameradschaft gehalten habe."

„Verhöhnen thut uns der Kerl noch obendrein!" fuhr der Lars zunächst stehende Schwede wild auf. „Hat den Kram im Sack und wirft uns die leere Hülse in's Gesicht. Auf ihn, Lars, laß Dich nicht beschwatzen."

Lars aber schien sich zu besinnen. Indem er einen Blick, in dem sich gleichzeitig zweifelndes Mißtrauen und wieder erwachendes Vertrauen aussprach, auf den Mecklenburger warf, richtete er einige Worte in schwedischer Sprache an den zum Losschlagen bereiten Landsmann, welcher sich darauf sofort wandte, mit raschen Sprüngen forteilte und im Gebüsch verschwand.

„Verzeiht," sagte Lars zum Mecklenburger, und seine Stimme bebte vor halb unterdrückter innerer Aufregung, „wenn wir Euch Unrecht gethan haben sollten. Aber wir haben — es ist nur zu gewiß, schrecklich gewiß — allen Grund dazu, vor Schrecken und Wuth aus der Haut zu fahren. Den Grund werdet Ihr gleich hören, sobald Erik wieder kommt."

(Fortsetzung folgt.)

Nußheher.

(Mit Bild auf Seite 297.)

Nadel- wie Laubwälder beherbergen den allbekannten Nußheher, auch Holzschreier oder Margolf genannt (siehe unser Bild auf S. 297, nach einem Gemälde von Marie Laux). Die bezeichnenden Kennzeichen dieses Vogels bilden der kurze kräftige Schnabel, die kurzen Flügel mit mäßig langem Schwanz und das auf dem Kopfe hollenartig verlängerte Gefieder. Seine vorherrschende Färbung ist ein schönes, oben dunkleres und unterseits lichteres Weinrothgrau; die Hollenfedern sind weiß, die Oberflügeldeckfedern innen schwarz, außen himmelblau, weiß und schwarzblau in die Quere gestreift, wodurch ein prachtvoller Schild entsteht, und die Schwanzfedern endlich schwarz. Wir begegnen dem Nußheher, der etwas kleiner wie die Elster ist, in allen Waldungen Europas, mit Ausnahme der nördlichsten Gebiete; sein gewöhnliches Geschrei ist ein abscheuliches „Rätsch" oder „Räh", er ahmt aber auch alle Töne und Geräusche nach, die er in seinem Revier zu hören bekommt. Er frißt Früchte, Beeren und Kerbthiere, verspeist aber mit besonderer Vorliebe kleines Geflügel, so daß er der abscheulichste Nesterzerstörer ist, den unsere Forstleute kennen.

Die Koch'schen Baracken für Lungenkranke in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 300.)

Von dem Koch'schen Tuberkulin hört man in der Oeffentlichkeit nichts mehr, doch findet noch fortgesetzt eine fachmännische Erprobung dieses im Anbeginn mit so übertriebenen Erwartungen aufgenommenen Mittels statt. Die ärztlichen Autoritäten haben bekanntlich längst die Errichtung von besonderen Spitälern für Tuberkulose empfohlen, und in Berlin sind zwischen der königlichen Charité und der Stadtbahn mehrere Baracken eigens als Krankenhäuser für Lungenkranke (siehe das Bild auf S. 300) errichtet und Geheimrath Dr. R. Koch überwiesen worden, damit er dort sein Mittel anwende und erprobe. Diese Baracken enthalten nur ein Erdgeschoß, sind leicht aus Eisen und Holzfachwerk konstruirt und mit Backsteinen ausgemauert. Alle Dächer sind mit Wellblech gedeckt. Im Innern trennt ein der Länge nach durchgehender Gang die zwei Reihen einander gegenüberstehender Betten, deren jede Baracke vierzig enthält. Die Fenster sind mit hellen Vorhängen versehen. Jede Baracke enthält auch die nöthigen Nebenräume für das Wärterpersonal, ein Waschzimmer u. s. w.

Promenade eines indischen Nabobs.

(Mit Bild auf Seite 301.)

Die Morgenfrühe oder der Abend ist in Ostindien die Zeit der Erholung. Unser Bild auf S. 301 zeigt uns einen indischen Nabob, der, in einem Palki ruhend und von seinen Trabanten begleitet, von der Morgenpromenade zurückkehrt, um sich nun in die kühlen Räume seines Palastes zu begeben. Nabob ist die europäische Verstümmelung des arabischen Nawab und bedeutete ursprünglich einen Statthalter oder Gouverneur, jetzt aber gibt man in den mohammedanischen Theilen Indiens diesen Ehrentitel jedem Reichen, Grundbesitzer oder Beamten. Dem Nawab auf unserem Bilde fehlt es offenbar an irdischen Glücksgütern nicht; vielleicht hat er auf dem Heimwege von der Promenade auch die im Hintergrunde aufragende Moschee besucht, ist aber trotzdem der Worte des Propheten nicht eingedenk, daß man dem Armen reichlich spenden solle. Er bleibt ungerührt von den Bitten der beiden blinden Bettler, die flehend ihre Hände nach der Sänfte des reichen Mannes ausstrecken.

Die Schreckenstage von Nantes.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Flüchtlings.

Von E. Massow.

Im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts starb in Berlin der Gärtner, Hausbesitzer und Bezirksvorsteher Johann Jakob Milieu. Er stammte aus dem Elsaß, war zu Anfang des Jahrhunderts nach Berlin gekommen und hatte hier eine kleine Gärtnerei angelegt. Als fleißiger und rechtschaffener Mann war er vorwärts gekommen, hatte mit den Jahren aus der kleinen Gärtnerei eine große gemacht, sich ein Haus gebaut und war als wohlhabender Mann gestorben.

Seine Jugend hatte er in Frankreich verlebt und die Schrecken der ersten französischen Revolution so gründlich kennen gelernt, daß ihm der Aufenthalt in seinem Vaterlande für immer verleidet war. In seinem Nachlaß fand sich ein Tagebuch aus seiner Jugend, dem die hier wiedergegebenen Ereignisse entnommen sind. —

Jean Jacques Milieu wurde geboren im Jahre 1770 in einem Dörfchen des oberen Elsaß. Früh kam er nach Straßburg zu einem Gärtner in die Lehre. Nach beendeter Lehrzeit trat er als Gehilfe in den Dienst des Gärtners des Grafen Girardin und kam dann nach Nantes, wo er im Jahre 1792 bei einem reichen Kaufmann in Dienst trat. Sein Herr hieß Rabourdin.

Lassen wir Milieu nun selbst sprechen.

„Ein besseres Leben konnte ich mir nicht wünschen, als ich es in Nantes hatte. Ich hatte einen guten Herrn, wurde gut beköstigt und gut bezahlt und konnte in dem großen schönen Garten als selbstständiger Gärtner nach meinem Belieben schalten und walten. Mein Herr hatte eine sehr hübsche Frau und die schönsten Kinder, die ich je gesehen habe: eine Tochter Lucie im Alter von siebzehn Jahren und zwei Knaben Charles und Louis im Alter von zehn und neun Jahren. Außer mir gehörten dem Hausstande noch eine ältere Köchin an und ein junges Hausmädchen, Marie, ein reizendes, übermüthiges Ding. Nur halb zu uns gehörte der Kutscher François Louvet. Er bewohnte mit seiner alten Mutter zusammen ein Gartenhäuschen.

Die politischen Dinge bildeten unser tägliches Gespräch, und natürlich waren wir vier eifrige Republikaner. Wie unser Herr dachte, wußten

wir nicht; er hatte früher viele Beziehungen mit dem Adel gehabt, galt aber in der Stadt als ein ehrlicher Republikaner und gehörte dem Stadtrath an.

Unvergeßlich wird mir der 27. November des Jahres 1793 bleiben. Unsere Herrschaft gab ein Mittagsessen. Freunde des Herrn aus der Stadt und von den nahen Landgütern waren erschienen. Louvet und ich warteten auf. Alles war in heiterster Stimmung, als Marie in den Salon trat und dem Herrn meldete, ein Gendarm sei mit einem amtlichen Schreiben draußen, das eine Stafette soeben aus Paris gebracht habe, es solle sofort bei den Stadträthen cirkuliren.

Der Herr ließ den Gendarmen eintreten, der ihm ein großes Schreiben überreichte. Ich sah, wie der Herr, als er einen Blick hineingeworfen hatte, erblaßte und wie seine Hand zitterte. Er konnte sich aber gut beherrschen und sprach mit ruhiger Stimme:

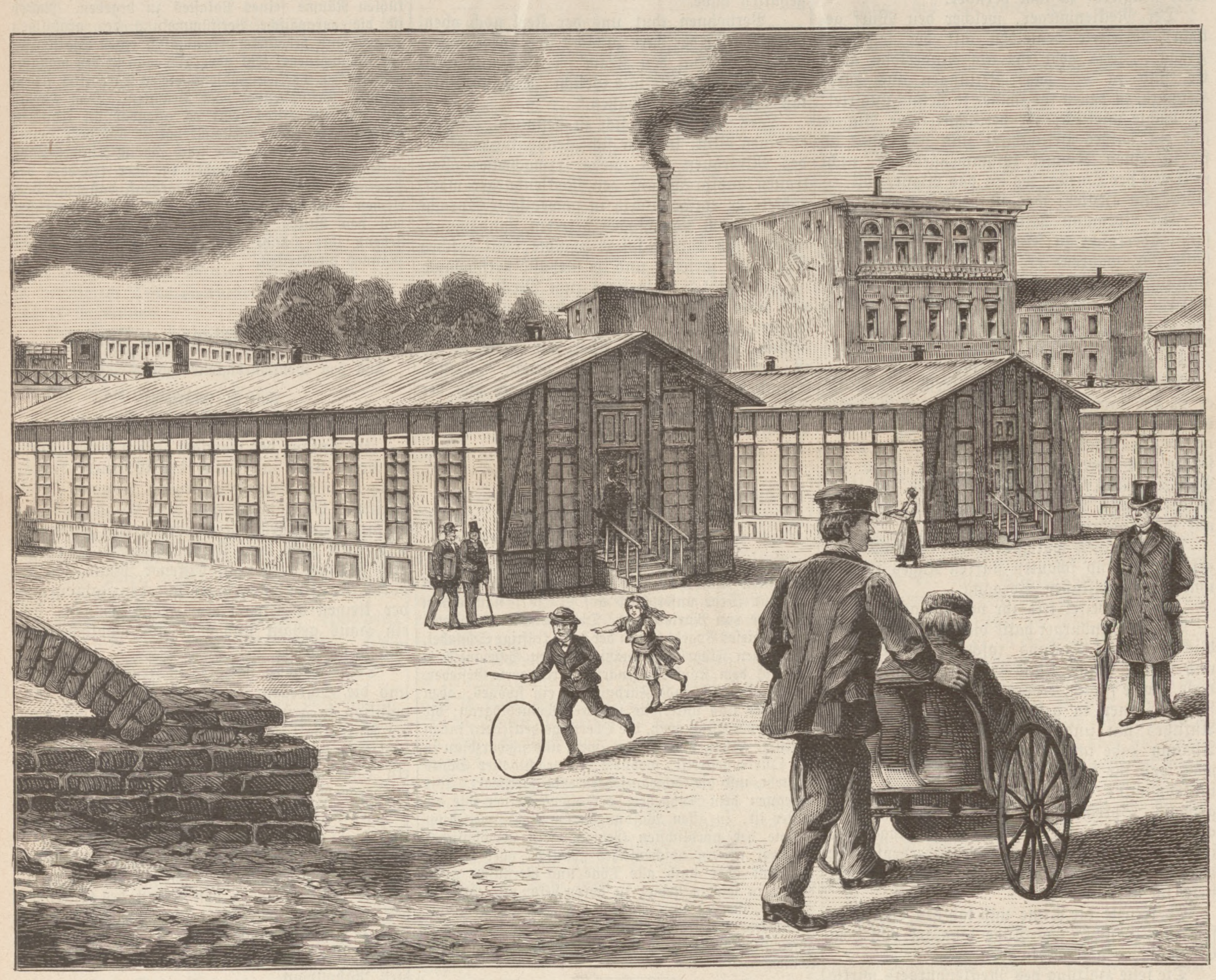
„Meine Freunde! Der Konvent theilt der Stadt mit, daß der Deputirte Carrier, mit Generalvollmacht versehen, demnächst als Konventsrepräsentant hier eintreffen werde. Die städtische Behörde soll sich ihm in allen Fällen und zu jeder Zeit bedingungslos zur Verfügung halten."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Dann sagte Einer: „Was soll Carrier hier thun?"

„Die Feinde des Patriotismus ausrotten!" gab ein Anderer zur Antwort.

„Nun gut," fuhr mein Herr mit heiterer Miene fort, „mögen die Feinde der Republik vernichtet werden. Kommt, Freunde, laßt uns darauf anstoßen und treue Patrioten bleiben." —

Einige Tage vergingen nun, ohne daß etwas Besonders vorgefallen wäre. Am 1. Dezember, ich war im Treibhaus damit beschäftigt, Trauben für das Mittagsessen abzuschneiden, stürzte Marie zu mir herein und rief: „Sie kommen, sie kommen!" Ich eilte hinaus und trat an das Gitter, das unseren Garten von der Straße trennte. Da kam schwerfällig eine große Kutsche angerumpelt. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein bewaffneter Mann mit einer rothen Jakobinermütze auf dem Kopfe, und im Wagen saßen zwei in große Mäntel gehüllte Männer. Ich konnte nichts Besonderes an ihnen wahrnehmen. Später erfuhr ich, daß der mit dem rothen, kurzgeschnittenen Barte Carrier, der schreckliche Carrier, gewesen sei, der Andere war ein Konventssekretär, dessen Name mir entfallen ist. Die Kutsche fuhr nach dem Municipium.



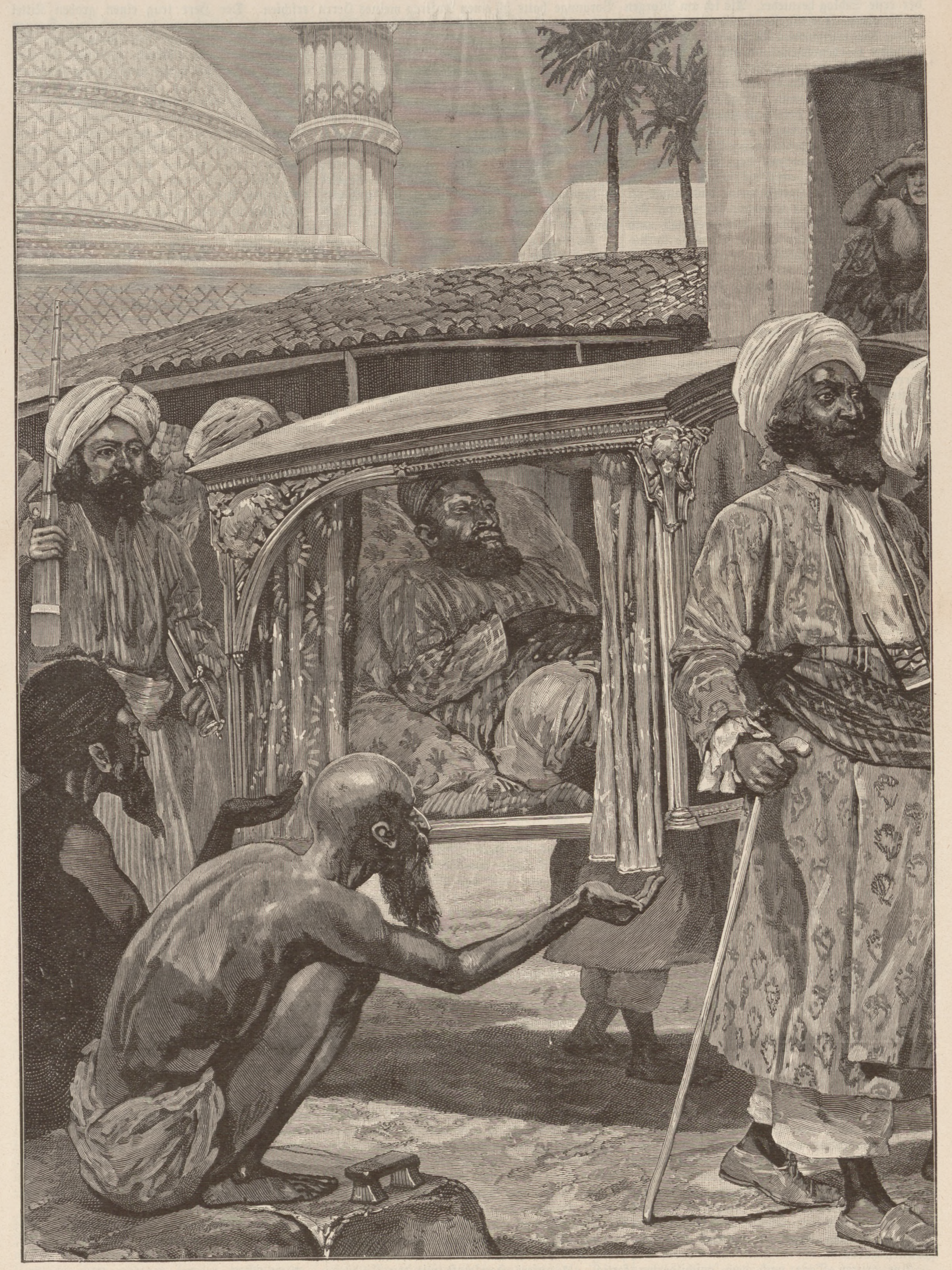
Die Koch'schen Baracken für Lungenkranke in Berlin. (S. 299)

Hinter ihr kam auf einem langen sechsräderigen Wagen ein Ding, das aus einem Gerüst mit zwei senkrechten und einem wagerechten Balken bestand. An diesem hing ein langes, sägeartiges Messer, das hell in der Wintersonne funkelte. Es war eine Guillotine. Hinter dem Fallbeil her schritt eine ganze Kompagnie bewaffneter Menschen mit rothen Mützen auf den Köpfen. Wie ich später erfuhr, wurden sie die „Kompagnie Marat" genannt. Den Namen trugen sie wohl zu Ehren des großen Revolutionshelden Marat.

Am Nachmittag kam unser Herr nicht zu Tisch nach Hause. Er und alle Stadträthe waren sofort nach dem Eintreffen Carrier's auf das Rathhaus berufen worden. Auf allen Gemüthern lag ein furchtbarer Druck. Es war, als ob über der Stadt eine schwarze drohende Gewitterwolke hinge.

Am 3. Dezember ging ich am Nachmittag, während die Sonne so hell und warm schien, als ob der Frühling schon da wäre, durch die schöne Stadt. Mir fiel auf, daß es in den Straßen stiller war als sonst, auch fand ich viele Kaufmannsgewölbe geschlossen. Aber an allen Ecken lungerten Sansculotten herum, die Hände in den Hosentaschen, die brennende Thonpfeife im Munde. Auf der ehemaligen Place royale, jetzt Place de la République genannt, erblickte ich die Guillotine. Sie stand in der Mitte des Platzes auf einer hölzernen, roth angestrichenen Bühne, die mit einem ebenfalls roth angestrichenen Holzgeländer eingefaßt war. Auf die Bühne führten etwa zehn Stufen; sie war mit Sand zolldick bestreut, und so groß, daß fünfzig Menschen bequem darauf hätten stehen können.

In der Nacht vom 4. zum 5. Dezember fuhr



Promenade eines indischen Nabobs. (S. 299)

der erste Schlag hernieder. Als ich am Morgen in die Küche trat, scholl mir die Nachricht entgegen, daß fünfhundert Personen in der Nacht verhaftet worden seien, und daß im Laufe des Tages vom Lande her große Massen Angeklagter erwartet würden. Marie war sehr aufgeregt und zitterte am ganzen Leibe, sobald die Thür ging, oder die Glocke der Herrschaft schellte. Ich redete ihr Muth ein und begab mich in das Treibhaus; aber ich blieb nicht lange dort, denn bald stürzte Marie herein mit dem Schreckensrufe: „Die Guillotine arbeitet!"

Nun war kein Halten mehr, das mußte ich sehen. Ich lief, wie ich war, in meinem Arbeitskittel die Rue de la Limare hinab und war in zehn Minuten auf der Place de la République. Ja, wahrhaftig, sie ging! In dem Augenblick, wo ich den Platz betrat, sah ich, wie das Messer hinabsauste. Der Platz war mit Menschen wie besäet, die jedesmal, wenn ein Kopf fiel, „Vive Carrier! Vive la guillotine!" brüllten. Ich drängte mich durch die Menge hindurch, um besser sehen zu können, und schrie laut mit der Menge mein „Vive Carrier! Vive la guillotine!" Ich glaube, die meisten Menschen haben, wie ich, nur aus Furcht mitgeschrien. Gerade kam ein Trupp Verurtheilter an. Ich zählte fünfzig Personen, Männer und Weiber, aber keine Kinder. Sie wurden bis an den Fuß des Schaffots geführt, das eine Kette von Rothmützen bis auf etwa zehn Schritte ringsum frei hielt. Den Gefangenen waren die Hände auf den Rücken gebunden. Die Männer trugen keine Röcke, nur Weste, Hosen und Schuhe, den Frauen hatte man den Hals entblößt. Es war ein fürchterlicher Anblick, der mir das Herz zerriß. So viel junges, lebensfrohes Volk darunter, das nun für immer diese Welt verlassen sollte. Was hatten die Armen verbrochen? Ich habe es nicht erfahren. Aus der Menge aber spien einige auf die Verurtheilten und nannten sie „Verräther".

Sie mußten sich zu Zweien aufstellen und eine Kette bilden, wobei die Gewehrkolben der Rothmützen mithalfen. Man stieß und zerrte die Unglücklichen, die nicht den geringsten Widerstand leisteten, hin und her, als wären es Schafe. Dann mußten sie einzeln die Stufen zum Schaffot hinaufsteigen. Zur Rechten und zur Linken auf der Treppe stand je ein Kerl mit aufgestreiften Rockärmeln. Wenn Einer beim Hinaufsteigen schwach zu werden drohte, packten sie zu und schleuderten ihn auf die Bühne hinauf. Die Mehrzahl jedoch kam ohne diese schreckliche Hilfe oben an. Dort ging's schnell zu Ende. Zwei Henkersknechte griffen dem Unglücklichen, sobald er die Bühne betreten hatte, unter die Arme, und ein Dritter und Vierter zogen ihm mit einem Ruck die Beine nach hinten in die Höhe; dann hoben sie ihn blitzschnell auf das Brett, schlugen ihm über den Nacken einen beweglichen Eisenbügel und traten zurück. In demselben Augenblick sauste auch das Messer hinab. Kopf und Rumpf wurden sofort auf einen großen Karren geworfen, der mit der traurigen Last fortfuhr, sobald er voll war. Das ging Alles schneller, als ich es niederschreiben kann.

Ich hatte bald genug und machte, daß ich nach Hause kam. Hier fiel ich in der Küche ohnmächtig nieder. Einige Schluck guten Weins, den mir unsere Köchin einflößte, brachte mich bald wieder in Ordnung. Meine Begeisterung für die Revolution aber war völlig und für immer verschwunden. Das, was ich gesehen hatte, erschien mir als eine fürchterliche Illustration zu den Worten „Freiheit und Gleichheit". Ich schlief die folgende Nacht sehr schlecht und gelobte mir am andern Morgen, keiner Hinrichtung mehr beizuwohnen, was ich auch gehalten habe.

Am dritten Tage nach dem geschilderten Vorgange hatte ich einen Auftrag meines Herrn auszurichten und kam bei einer früheren Schule vorüber. Das ganze Haus war mit Gefangenen angefüllt. Ich sah Männer, Weiber und Kinder an den Fenstern stehen, weinend und die Hände ringend. Vor dem Portal stand eine Wache von zwei Rothmützen.

Was das gerichtliche Verfahren bei den Verurtheilungen anbelangt, so soll es anfangs noch so eine Art von Verhör mit Zeugenaussagen und einen ordentlichen Richterspruch von Carrier gegeben haben, später aber, als das Carrier zu langsam ging, hat er ohne Urtheil und Gericht abschlachten lassen, was ihm verdächtig erschien.

Es vergingen wieder einige Tage, als wir von der Ebene St. Mauve ein heftiges Schießen hörten. Wir eilten auf den Boden, weil man von dort aus die Ebene sehr gut sehen konnte, aber wir erblickten nur Pulverrauch. Der Kutscher Louvet, der sich den ganzen Tag auf dem Hinrichtungsplatze und in den Straßen umhertrieb, berichtete später, daß die Scharfrichter an der Guillotine vor Ermattung nicht mehr hätten arbeiten können, und daß man heute in der Ebene von St. Mauve hundertundzwanzig Männer, Weiber und Kinder erschossen habe, morgen sollten fünfhundert erschossen werden.

„Und heute Nacht," fuhr er geheimnißvoll fort, „gibt's auf dem Wasser etwas. Ich habe noch nicht erfahren können, was sie vorhaben; aber im Nordhafen liegt eine große Gabarre mit neunzig Priestern an Bord. Die kommen zunächst daran."

Der Abend kam, und wir Drei, die Köchin, Marie und ich, saßen schweigend bei einander in der Küche, als plötzlich unser Herr hereintrat und mich aufforderte, mit ihm zu kommen. Er führte mich hinauf in das Eßzimmer, und wir waren kaum dort angelangt, als er die Thür hinter uns schloß und leise, aber erregten Tones zu mir sagte: „Jean, kann ich Dir vertrauen? Würdest Du mich und die Meinen verrathen können?"

Ich versicherte dem Herrn, daß er mir trauen könne, und daß ich ihn niemals verrathen würde. Der Herr theilte mir hierauf mit, daß Carrier seinen und seiner Familie Tod beschlossen habe, der Verhaftsbefehl sei bereits ausgefertigt, nur schleunige Flucht könne ihn, sein Weib und seine Kinder retten. Ob ich ihm dabei behilflich sein wolle. Ich versprach Alles zu thun, was in meinen Kräften stände.

Nun sagte der Herr: „Wir müssen noch vor Mitternacht fliehen. Da die Thore geschlossen sind, bleibt uns nur der Wasserweg. Unser Boot ist groß genug, uns Alle aufzunehmen. Die Frauen und die Knaben müssen sich niederlegen, und wir decken sie mit Kohlköpfen und Gemüse zu. Wir Drei rudern, und werden wir angehalten, so sind wir Gärtner aus Haut Village, die sich auf dem Markte in Nantes verspätet haben und ihre nicht verkauften Waaren zurückbringen. Sind wir aus dem Bereiche der Stadt, dann landen wir und ziehen auf verschiedenen Wegen nach Paimboeuf. Eine Stunde von Paimboeuf entfernt wohnt am Strande der Fischer Barette. Der wird uns aufnehmen und verbergen, bis wir ein englisches Schiff erreichen können. Das Weitere verabreden wir, wenn wir die Stadt glücklich verlassen haben."

Sogleich begab ich mich nun in meine Arbeitsstube, legte einen Arbeitsrock an und steckte ein großes, scharf geschliffenes Messer zu mir. Dann eilte ich durch den Garten an das Wasser, denn der Garten reichte bis an die Loire. Ich traf Louvet schon bei dem Boote. Wir Beide packten nun Kohlköpfe und Gemüse aus dem Garten und dem Treibhaus in großer Menge in das Boot und waren kaum damit fertig, als unsere Herrschaft mit den Kindern erschien. Der Herr trug einen groben Kittel und eine Jakobinermütze, und die Frauen trugen die Kleidung der Bäuerinnen der Vendée; auch die beiden hübschen Knaben Charles und Louis hatten eine geringe Kleidung angelegt. Jeder trug einen Sack mit Lebensmitteln über der Schulter und einen Stock in der Hand. Sie mußten schon längere Zeit an Flucht gedacht und Alles bereit gehalten haben, sonst wären sie so schnell nicht fertig geworden.

Die Frauen und die Kinder legten sich nun der Länge nach dicht bei einander auf den Boden des Bootes hin, und wir deckten sie mit Kohl- und Gemüsepflanzen zu. Dann ergriffen Louvet und ich die Ruder, der Herr nahm das Steuer, und leise stießen wir vom Ufer ab.

Wir waren noch nicht zehn Minuten gefahren und befanden uns im sogenannten Nordhafen, als eine große verdeckte Gabarre*) sich vom Ufer loslöste und nach der Mitte des Stromes zutrieb. Viele Fackeln brannten am Bord, aber wir sahen keinen Menschen auf Deck, mehrere Boote jedoch, mit Rothmützen angefüllt, umgaben das stille Fahrzeug. Wir wußten nicht, was das bedeuten sollte. Ach, es war der große Sarg, in welchem Carrier in jener Nacht neunzig Priester ertränken ließ. Sie haben die Gabarre bis in die Mitte des Stromes geleitet und mit ihrer ganzen Last in die Tiefe versenkt. Es war dies die erste der fünfundzwanzig furchtbaren Noyaden Carrier's, „Loirehochzeiten", wie die verrohten Bürger von Nantes, „Vertikale Deportationen", wie Carrier sie in seinen amtlichen Berichten genannt hat. Später haben es die Henkersknechte von Nantes billiger eingerichtet. Wozu auch das werthvolle Fahrzeug mitversenken? Doch ich werde davon noch zu erzählen haben. Damals wußten wir nicht, was man mit dem Schiffe vorhatte, und fuhren schnell und von Niemand angehalten daran vorüber.

Wir hatten die letzte Brücke schon hinter uns und glaubten, das Schlimmste überstanden zu haben, als plötzlich pfeilschnell über das Wasser ein Boot mit Bewaffneten auf uns losfuhr. „Halt!" schrie der Führer, als er in unsere Nähe kam. „Halt! Wer seid ihr? Wohin wollt ihr?"

„Gärtner Lebrun aus Haut Village," erwiederte unser Herr ruhig. „Wir haben uns auf dem Markte in Nantes verspätet und bringen unsere nicht verkauften Waaren zurück."

„Euren Paß!" rief der Führer.

„Paß hin, Paß her," lachte unser Herr. „Wir scheren uns den Teufel um einen Paß! Macht Platz! Wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen."

Das feindliche Boot war indeß so nahe gekommen, daß beide Boote sich berührten. Wir sahen jetzt zwölf mit Gewehren und Piken bewaffnete Rothmützen. Das Boot trug eine Konventsflagge, war also ein Regierungsboot.

Dem Führer schien das sichere Auftreten des Herrn zu imponiren. Einen Augenblick war er unschlüssig, was er thun sollte, dann nahm er einem seiner Gefährten die Pike aus der Hand und stieß sie mit großer Wucht tief in die Kohlblätter hinein. Mir erstarrte das Blut in den Adern. Jetzt mußte die Entdeckung erfolgen. Aber glücklicherweise fuhr die Pike zwischen den beiden Knaben hindurch, ohne sie zu verletzen. Hätte der Mensch noch einmal zugestoßen, dann hätte er sicher einen der Verborgenen aufspießen müssen, und wir Alle wären dann verloren gewesen. Er that das aber nicht, sondern rief uns zu: „Macht, daß ihr fortkommt!" und gleichzeitig befahl er seinen Leuten, abzustoßen. Man kann sich denken, wie schnell wir seiner Aufforderung Folge leisteten. In wenigen Sekunden waren wir aus der Schuß-

*) Flußschiff zum Transport von Waaren.

weite der gefährlichen Menschen. Unser Herr rief mit zitternder Stimme die Seinigen einzeln beim Namen, und als Alle geantwortet hatten, daß sie unverletzt seien, stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Wir fuhren die Nacht hindurch, ohne daß uns etwas Feindliches begegnete, und landeten, als der Morgen graute, in einer einsamen Gegend. Der Herr lenkte das Boot in ein Schilfdickicht hinein. Wir landeten und betraten einen dichten Wald. Hier machten wir bald Halt, zündeten ein Feuer an und kochten in einem Kesselchen Chokolade, von dem wir Alle genossen.

Die Frauen und die beiden Knaben waren trotz der Angst, die sie ausgestanden, und obwohl sie die Nacht hindurch kein Auge zugethan hatten, noch sehr rüstig und drängten unseren Herrn zum Aufbruch. Dieser erklärte nun, daß wir in drei Abtheilungen getrennt versuchen müßten, Paimboeuf zu erreichen. Da man uns wahrscheinlich verfolgen würde, so würden wir, wenn wir zusammen blieben, sicher unseren Henkern in die Hände gerathen.

„Ich," sprach er, „steige mit meiner Frau wieder in das Boot. Wir fahren noch eine Strecke, steigen dann am rechten Ufer aus und versuchen von dort aus so bald als möglich Paimboeuf zu erreichen. Dann verstecken wir uns bei dem Fischer Barette und erwarten euch. — Du," wandte er sich hierauf an Louvet, „nimmst Lucie und Charles mit Dir. Wenn ihr die Hauptstraße gewonnen habt, so geht über Chateau rouge nach Paimboeuf. Vielleicht könnt ihr schon morgen Abend bei uns eintreffen. — Und Du, Jean," sprach er zu mir, „nimmst Louis. Derselbe gilt als Dein Neffe. Ihr geht den Fußweg am Strome entlang bis Foret noire. Ihr könnt schon morgen Mittag in Paimboeuf sein."

Hierauf beschrieb uns der Herr genau den Weg, den wir zu gehen hatten, denn er kannte weit herum im Lande Weg und Steg und gab uns schließlich eine genaue Beschreibung des Hauses des Fischers Barette, das nicht zu verfehlen war, weil es, etwa eine Stunde von Paimboeuf entfernt, einsam auf einer Düne lag, und empfahl uns Allen ein sicheres, ja herausforderndes Auftreten.

Nun folgte ein Auftritt, an den ich bis zu meinem Ende werde denken müssen. Die Eltern umarmten und küßten unter heißen Thränen ihre Kinder. Endlich rissen sie sich los, bestiegen das Boot und waren bald unseren Blicken entschwunden.

Nun machten auch wir uns auf den Weg. Louvet nahm Charles an der Hand, die schöne Lucie folgte ihnen, und bald waren die Drei im Walde verschwunden. Ich aber ergriff die Hand meines kleinen Louis und suchte den Fußweg am Wasser auf, den ich bald fand, und auf dem wir vorwärts schritten.

Wir liefen den ganzen Tag, ohne daß uns etwas Gefährliches begegnet wäre, und hielten Nachtruhe in einem kleinen Kirchdorfe. Neu gestärkt setzten wir am folgenden Morgen unsere Wanderung fort und trafen am Nachmittag wohlbehalten in Paimboeuf ein, wo wir den Herrn und seine Frau bereits bei dem Fischer Barette antrafen. Die Freude, als wir in's Zimmer traten, war groß. Wir Beide wurden immer und immer wieder von unserer Herrschaft umarmt und geküßt, auch die einfachen Fischersleute theilten unsere Freude. Daß von diesen Leuten uns keine Gefahr drohe, wußte man, wenn man ihnen in's Auge sah.

Nun sollte gegessen werden, aber Herr und Frau Rabourdin brachten keinen Bissen herunter. Immer horchten sie in die Dunkelheit hinaus, ob sich nicht Tritte hören ließen, die ihnen das Kommen ihrer anderen Kinder verkündigten; aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß die Heißersehnten eintrafen. Endlich, es mochte gegen Mitternacht sein, bestimmte der Herr, daß wir Alle schlafen gingen. Er beruhigte seine Frau damit, daß die Kinder morgen gewiß eintreffen würden, ihr Weg sei der weitere, und da Lucie das Marschiren nicht gewöhnt sei, so käme sie gewiß nur langsam vorwärts.

Es war eine traurige Nacht. Ein Sturm zog herauf und umbrauste das Haus, daß es zitterte und bebte, als müsse es jeden Augenblick zusammenbrechen. Dazu heulte das Meer in Tönen, wie ich sie nie vernommen habe. Mein Herz war voll Sorge, und ich konnte nicht schlafen, auch der Herr war wach, doch schwieg er.

Die Nacht war vergangen, und ich war schließlich in einen Halbschlaf gefallen, als ein furchtbarer Schlag gegen die Thür das Haus erbeben machte. Wir sprangen sofort Alle in die Höhe und sahen uns bei dem blassen Schein der Morgendämmerung, die sich durch das kleine Fenster in's Zimmer stahl, erschrocken an. Unser stets muthiger Herr war erdfahl im Gesicht und zitterte am ganzen Leibe. Ein zweiter und dritter Schlag erdröhnte, und mit Gekrach fiel die Hausthür nach innen zu in den kleinen Flur hinein. Dann leuchtete eine Hand mit einer Fackel durch's Fenster in's Zimmer, und ein Dutzend Rothmützen sprang in die Stube hinein. Niemand von uns setzte sich zur Wehr. In wenigen Augenblicken waren wir an Händen und Füßen gebunden.

Wir waren verloren!

Man schleppte uns hinaus und setzte uns auf einen Wagen. Zwei Rothmützen setzten sich zu uns, die Anderen bestiegen einen zweiten Wagen und fort ging's, was die Pferde laufen konnten, zurück nach Nantes.

Von den beiden Soldaten, die auf unserem Wagen saßen, erfuhren wir das Furchtbare. Louvet hatte die ihm anvertrauten Kinder nach Nantes zurückgeführt und dort unseren Versteck verrathen. Er war mit einer ehrenvollen Erwähnung von Carrier belohnt und in die Kompagnie Marat aufgenommen worden.

Als ich nun sah, daß wir Alle rettungslos verloren waren, kam eine tiefe Ruhe über mich, und ich sank, obgleich ich gefesselt der Länge nach auf dem Wagen lag, in einen tiefen Schlaf. Am Abend trafen wir in Nantes ein. Der heiße Wunsch der Eltern, mit ihren Kindern vereint zu werden, um mit ihnen vereint sterben zu können, ging nicht in Erfüllung. Wir wurden in einen Keller des Rathhauses eingesperrt, wo man uns ohne Licht, ohne Nahrung die ganze Nacht hindurch unseren traurigen Gedanken überließ.

Nach langen, langen Stunden, deren Qual die völlige Finsterniß, die in unserem Keller herrschte, und die Kälte vermehrten, wurde unser Gefängniß geöffnet und wir vor unseren Richter geführt. In dem großen Saale des Rathhauses saß an einem Tisch Carrier, der Konventsvertreter, neben ihm saßen zwei mir unbekannte Männer. Etwa ein Dutzend Rothmützen stand oder lag umher, rauchend und leise miteinander plaudernd. Einen sah ich aus einem Topfe essen.

Ueber das, was nun folgte, kann ich nichts sagen, denn meine Erinnerung hat mich im Stich gelassen. Ich weiß nur, daß wenige Fragen an uns gerichtet wurden, daß unser Herr bat, ihn zusammen mit seinen Kindern sterben zu lassen, und daß er auch für mich bat. Dann sagte der schreckliche Carrier, daß er uns Alle zum Tode verurtheile, weil wir uns sämmtlich als Feinde der Republik gezeigt hätten. Der Fischer Barette und sein Weib wurden sofort abgeführt und hingerichtet, denn die Guillotine ging wieder; wir Anderen wurden, aneinander gefesselt, in das Stadtgefängniß geführt. Dort wurden uns die Fesseln abgenommen, und man brachte uns mit etwa hundert Männern, Weibern und Kindern zusammen in einen großen Saal, dessen Thüren sich hinter uns schlossen.

In später Abendstunde, es mochte gegen zehn Uhr sein, traten Bewaffnete mit Stricken in unser Gefängniß. Bei dem Scheine von Fackeln wurden einem Jeden von uns die Hände fest auf dem Rücken gebunden. Nun merkten wir, daß es mit uns zu Ende ging. Mit Thränen, Seufzen und Klagen nahmen wir voneinander Abschied und wurden dann auf den Hof hinausgeführt, wo wir uns zu Zweien aufstellen mußten. Ich kam gleich hinter meiner Herrschaft zu stehen. Den Knaben hatten sie auf Bitten der Mutter an ihren Arm festgebunden. Er sollte, da die Mutter es so wollte, mit ihr zusammen sterben. Das ist der einzige Akt der Barmherzigkeit gewesen, den unsere Henker uns erwiesen haben.

In langer Reihe führte man uns, von bewaffneten Rothmützen umgeben, durch die Stadt. Als wir über die Place de la République kamen, glaubten wir, wir sollten geköpft werden, aber man führte uns bei der Guillotine vorüber, die noch in Thätigkeit war. Der Platz war ziemlich leer. Nur wenig Menschen standen in der Nähe des Schaffots und sahen dem blutigen Schauspiele zu. Dann ging unser Zug durch mehrere stille Straßen nach dem Wasser hin. Während des Marsches war es mir, als ob die Fesseln an meinen Händen sich lockerten. Ich war der Letzte gewesen, den sie gebunden hatten, und war gefesselt worden, als die Hälfte meiner Gefährten den Saal bereits verlassen hatte. In der Eile — denn der Führer schimpfte und wetterte, daß es zu langsam ginge — hatte die Rothmütze, die mich fesselte, den Strick nicht geknotet. Vorsichtig versuchte ich, während wir weiter schritten, die Hände hin und her zu bewegen und bemerkte zu meiner Freude, daß der Strick sich lockerte, und daß es mir möglich sein würde, die Hände frei zu bekommen. Ich faßte einige Hoffnung auf Errettung, ich ließ mir aber nichts merken und ging gesenkten Hauptes meines Weges weiter.

Als wir den Strom erreicht hatten, sahen wir ein großes, flaches Fahrzeug am Ufer halten. Es war wie eine Fähre gebaut und sah einem Floß ähnlicher als einem Schiff. Es war unbedeckt und bot Platz genug für uns, die wir wohl hundert Personen zählen mochten. Auf dem nur wenige Zoll hohen Bord steckte eine große Zahl Windlichter, die das Wasser und das Ufer weithin erleuchteten.

Nun mußten wir auf das Fahrzeug übertreten. Auf die linke Seite kamen die Männer, auf die rechte die Weiber und die Kinder. In die Mitte zwischen den Männern und Weibern traten etwa zwanzig Rothmützen, die Anderen von der Mannschaft bestiegen mehrere Boote, die bereit lagen.

Was jetzt folgte, läßt sich mit Worten nicht schildern, und ist so grauenhaft, daß sich mir noch jetzt in der Erinnerung die Haare sträuben.

Während das Fahrzeug mit uns langsam vom Ufer fort der Mitte des Stromes zuschwamm, warfen die Rothmützen, die in der Mitte standen, ihre Gewehre über die Schulter und fielen wie wilde Bestien über die Frauen her. Anfangs sah es wirklich so aus, als ob sie die Weiber zerreißen wollten. Sie rissen ihnen aber nur die Kleider vom Leibe. Vergebens war alles Bitten, Flehen und Jammern der Frauen.

„Was braucht ihr Kleider für eure Reise?" lachten die rohen Gesellen. Bald lagen die Kleider in einem großen Haufen am Boden, als Beute für die Ruchlosen. Und nun warfen sich die Rothmützen auf die Weiber und Männer und stießen und drängten sie über Bord. Ein furchtbares Wehegeschrei erfüllte die Luft, das gurgelnde Rauschen des Stromes übertönend.

Einige sprangen freiwillig in das Wasser, die Meisten aber wurden hineingestoßen. Verzweiflungsvoll mit dem Tode ringend, versuchten Viele, sich mit den Zähnen an dem Fahrzeuge festzuhalten, wurden aber mit Kolbenstößen zurückgetrieben. Andere näherten sich, mühsam mit den Füßen schwimmend, den begleitenden Booten und stießen herzzerreißende Bitten um Errettung aus. Aber Niemand erbarmte sich ihrer. Und in diesen Schwarm elender, verzweifelter, von Todesangst geplagter und mit dem Tode ringender Menschen schossen die Rothmützen von der Gabarre und den Booten aus hinein, ob aus Erbarmen, den Klagenden den Todeskampf zu verkürzen, ob aus Zeitvertreib, das kann ich nicht entscheiden.

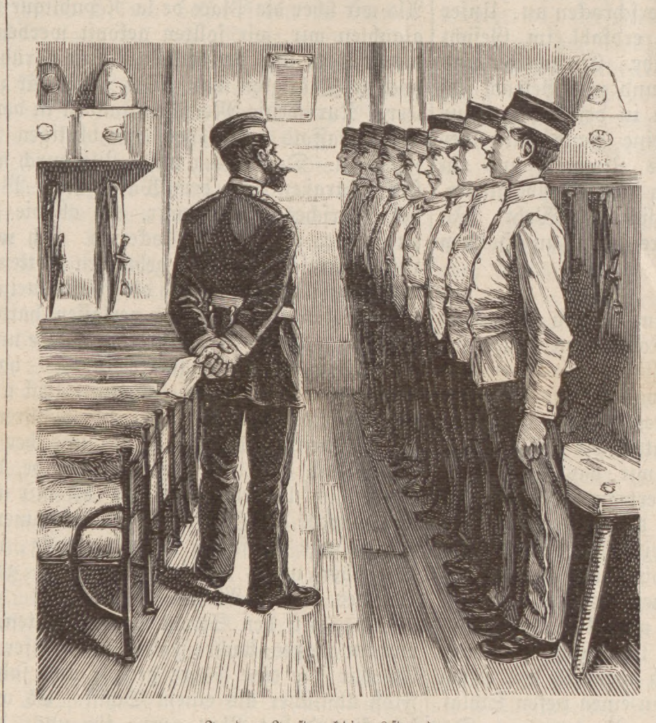
Als das Schieben und Drängen losging, kam ein wilder Muth über mich. Ein Ruck, und meine Fesseln lösten sich. Meine Hände waren frei. Nun wollte ich über Bord springen, aber ich war so von allen Seiten eingekeilt, daß ich meinen Vorsatz nicht ausführen konnte. Langsam wurde ich mit der Menge meiner Leidensgefährten fortgedrängt, und nun stürzten wir, einer dicht neben dem anderen, kopfüber in die Fluth. Ich war ein vortrefflicher Taucher und Schwimmer. Kaum hatte ich das Wasser berührt, als ich, rechts und links mir mit den Händen Platz machend, tief untertauchte, um aus dem schrecklichen Knäuel meiner mit dem Tode kämpfenden Gefährten herauszukommen, dann schwamm ich mit der gesteigerten Kraft, welche die Verzweiflung gibt, unter Wasser fort, aber nicht stromabwärts, sondern seitwärts gegen den Strom. Als meine Kraft zu Ende ging, tauchte ich empor und sah, nachdem ich Athem geschöpft hatte, daß ich mich kaum zwanzig Schritte von der Gabarre entfernt hatte; aber ich befand mich auf gleicher Höhe mit ihr zu ihrer Linken. Das war meine Rettung, denn die Aufmerksamkeit unserer Henker war nach vorn gerichtet, stromabwärts feuerten sie unausgesetzt, sobald ein Körper auf der Oberfläche des Wassers sich zeigte. Niemand schien auf den Einfall zu kommen, daß eines ihrer Opfer seitwärts hätte entwischen können, Niemand bemerkte mich.

Vorsichtig, den Kopf nur wenig aus dem Wasser hebend, schwamm ich dem linken Ufer zu, weiter und weiter mich von der Gabarre entfernend. Allmälig wurde es still auf dem Wasser, das Schreien und Jammern verstummte schließlich ganz, und kein Schuß fiel mehr. Nun schwamm ich kräftig darauf los und erreichte auch bald das Ufer.

In jener Schreckensnacht noch lief ich bis Haut Village und fand im Hause eines Bauern Aufnahme. Mein Wirth verrieth mich nicht und wurde mein Wohlthäter. Er pflegte mich, als ich in eine schwere Krankheit verfiel. Als ich genesen war, wanderte ich nach der Grenze und überschritt dieselbe am 28. Juli 1794, gerade an dem Tage, wo Robespierre sein fluchbeladenes Haupt unter die Guillotine legen mußte.

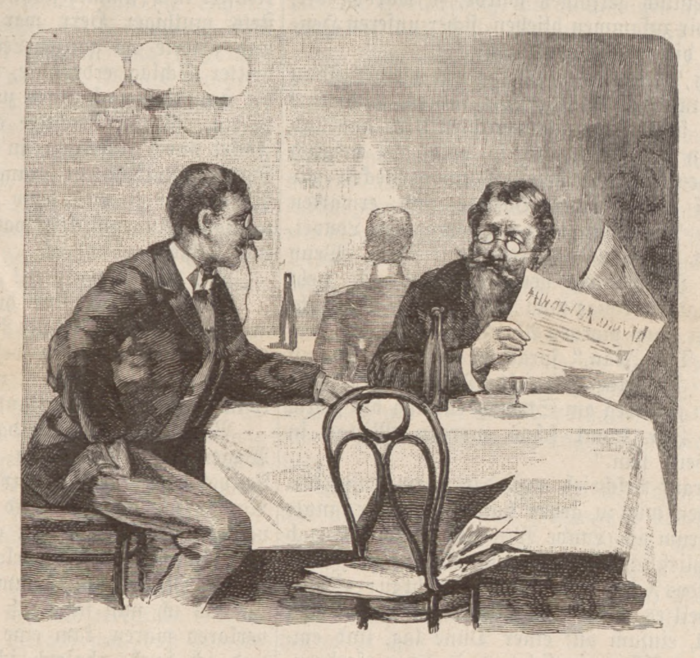
Auf Erkundigungen, die ich nach mehreren Jahren in Nantes einzog, erfuhr ich, daß von der Familie meines Herrn Niemand mehr am Leben war. Der Kutscher François Louvet war nach Paris gezogen. Was aus ihm geworden war, wußte Niemand. Die Köchin und Marie waren dem Tode entgangen, hatten aber Nantes ebenfalls verlassen. Meinen eifrigen Nachforschungen gelang es, Marie endlich in Orleans, wo sie eine neue Stellung gefunden hatte, zu entdecken. Ich schrieb ihr, und gerne entsprach sie meiner Bitte, ebenfalls auszuwandern. Sie wurde meine Frau und ist mir immer eine treue, geliebte Gefährtin gewesen.

Humoristisches.



In der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: Mann, so reden Sie doch frisch von der Leber weg. Wozu haben Sie sonst Ihre Leber?



Heimgegeben.

Fremder (sich über einige kleinstädtische Einrichtungen lustig machend): Sagen Sie 'mal, mein Lieber, bei Ihnen stirbt wohl die Dummheit nie aus?

Einheimischer: Nein, denn es kommen immerwährend Fremde in unsern Ort.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Bilder-Räthsels: „Die Weintraube" in Nr. 37: Die einzelnen Beerenreihen der Trauben bestehen aus solchen mit gerader und solchen mit ungerader Anzahl. Werden — von oben nach unten — zuerst die Lettern der ungeraden und dann ebenso die Lettern der geraden Reihen abgelesen, so erhält man die Worte: Es lebe — der Wein!

Logogriph.

Mit **l** schlingt's durch ein deutsches Land
Sein vielgewund'nes Silberband.
Mit **s** hat's in vergang'ner Zeit
Sein Volk von hartem Loos befreit.
Mit **r** ruft's oft vielhundertfach
Die frohe Lust des Lachens wach.
Doch manche Dichtung, ernst und tief,
Das Wort mit **n** in's Leben rief;
Und geh'n zwei Zeichen noch voraus,
So stillt's die Noth in manchem Haus.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung von Nr. 37:

des Diamant-Räthsels:

```
          J
        H O F
      W E S P E
    O R L E A N S
  K L E O P A T R A
J O S E P H H A Y D N
  F I S C H B E I N
    S T R A U C H
      P A Y E R
        I D A
          N
```


Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.